



Lächeln, Langeweile, Zorn

Überlegungen zur österreichischen Identität

„[...] Langeweile würde uns antreiben, ein besseres Mittel zu suchen, ihr zu entgehen,“

Blaise Pascal

Über weite Strecken ist und war Österreich, das große habsburgische und das kleine republikanische, langweilig. Langweilig im schönen Doppelsinn des Wortes: Es hat eine *longue duree* und es ist – von den Aufregungen des „kurzen“ 20. Jahrhunderts (Eric Hobsbawm), die das Land 1914/1918, 1934/38 erschütterten und durcheinander wirbelten, abgesehen – durch einen geringen Pegel an Aufregung und Aufgeregtheit charakterisiert. Eine solche Feststellung beinhaltet keine Kritik, sondern eher ein, wenn auch unmögliches, Lob; politisch betrachtet zeugt Langeweile von Verlässlichkeit, Stabilität und Dauer. Österreich, seine dynastische Geschichte mit eingerechnet, ist ein europäischer Marathonläufer, so wie England, Frankreich, Spanien oder Schweden. Der Potsdamer Soziologe Erhard Stölting hat die Zivilgesellschaft einmal durch eben diese beinahe penetrante Dominanz der Langeweile charakterisiert – Routine der Politik, Ruhe der Geschäfte, Gleichmaß des Lebens, vernünftiges Tempo des Wandels.¹ Medial betrachtet ist solche Langeweile freilich prekär, denn anders als das demokratische System leben die Medien – und das bezeichnet einen interessanten Gegensatz – von Krisen, Skandalen, Rücktritten und dramatischen Umbrüchen jedweder Art. Derlei hat die Zweite Republik nur selten geliefert: der Fall Olah gehört dazu, der Waldheim-Skandal und die schwarzblaue Regierungsbildung anno 2000. 1945 und 1955, die markanten Jahre, die man im kommenden Jahr zelebrieren wird und inszenieren – durch Ausstellungen, Dokumentationen und politische Repräsentation –, sie waren und sind noch in der Erinnerung womöglich aufregend, aber sie markieren zugleich das Ende der Aufregung, die Rückkehr zu normalen, ruhigen Verhältnissen.

Eng verknüpft mit der markanten österreichischen Langeweile ist das offenkundige Fehlen überlebensgroßer Figuren in Mythos und Geschichte, einer historischen Imposanz, die immer wieder gebieterisch Inszenierung erheischt. Mit Blick auf die Nachbarn, vor allem die ungarischen, schreibt das Historikerteam Béla Rásky und Karin Liebhart: „Österreich kennt keine wirklich populären Volkshelden – vom Sport einmal abgesehen: Die österreichischen Kaiser und Kaiserinnen können nicht wirklich als HeldInnen – eher als eine Art ErsatzheldInnen – bezeichnet werden, auch die Gemälde im Wiener heeresgeschichtlichen Museum über die ‚Heldentaten‘ und Feldzüge der kaisertreuen Truppen in Ungarn 1848/49, die ausschließlich die Perspektive der Habsburger auf die Ereignisse zulassen, ändern nichts daran. Selbst die

Gründungsväter der Ersten Republik, an die ein 1928 enthülltes, nahezu unbekanntes Denkmal an der Wiener Ringstraße erinnert, können nur als Helden einer ganz bestimmten Generation, zudem beschränkt auf das sozialdemokratische Segment bezeichnet werden.“²

Melancholische Gestalten wie die Kaiserin Sisi oder Kronprinz Rudolf, Erzherzöge, die historisch nicht zum Zug kommen wie Karl und Johann, der früh verstorbene Reformkaiser Joseph II. und am Ende des historischen Weges – ein gestürzter, jüngst selig gesprochener Kaiser säumen den Weg der österreichischen Geschichte. Nichts versinnbildlicht diesen Mangel an Heldentum mehr als jener Erinnerungsraum und -ort, den der Armeelieferant („Fetzentandler“) Josef Pargfrieder für den Sieger von 1813 und 1848, Josef Wenzel Graf Radetzky, im niederösterreichischen Wetzdorf – zwischen Hollabrunn und Horn – errichten ließ und dem der ostdeutsche linke Heimkehrer-Emigrant Stefan Heym mit seinem Roman Pargfrider kurz vor seinem Tod ein literarisches Denkmal gesetzt hat.

Eine lange, ununterbrochene Reihe von Dynasten und Feldherren aus aller Herren Länder zierte diesen Heldenberg, das Schattenbild der „Pantheons“ in Deutschland und Frankreich, das viel eher von der buchstäblich langen Weile des habsburgischen Österreich zeugt als von einer großen heroischen Geschichte. Der einzige volkstümliche österreichische Held der Befreiungskriege, Andreas Hofer, hat hier keinen Platz zugesprochen bekommen. Aber auch in der Geschichte des republikanischen Österreichs, die man diesem Erinnerungsstrang entgegenstellen könnte, fehlen die Helden, die tragischen und die siegreichen: kein österreichischer Napoleon, kein Kossuth und Petöfi, kein Garibaldi, kein Lenin und kein Mussolini. Dollfuß war gewiss kein Hitler, nicht einmal ein Franco. Seinen Aufstieg zu einem immer stets umstrittenen Helden verdankt er einzig und allein der Tatsache, wie er zu Tode kam, dem Umstand nämlich, dass er das Opfer eines nationalsozialistischen Attentats wurde. Eines der berühmtesten Bilder Österreichs ist das des hingestreckten Kanzlers des Ständestaats. Die Versuche, ihn durch eine Denkmalkultur zum Helden der österreichischen Memoria zu erheben und ihn so historisch in Szene zu setzen, sind gescheitert. Bruno Kreisky, der österreichische Sonnenkönig, war von einer sympathisch unheldenhaften Statur. Er ließ die *res publica Austriaca* – ihre Rolle in der Welt – in den Augen seiner Landsleute größer erscheinen als sie war, aber was ihn positiv charakterisierte war – bei allen Fehlern und Missgriffen – staatsmännische Besonnenheit und ein Reformgeist josephinischen Zuschnitts. Die Größe Kreiskys bestand nicht zuletzt darin, nicht bedeutender erscheinen zu wollen als man wirklich ist. Ähnliches ließe sich auch von seinem bürgerlichen Antipoden Figl behaupten, der im kommen-

¹ Persönliche Mitteilung

² Karin Liebhart, Béla Rásky, Helden und Heldinnen in nationalen Mythen und historischen Erzählungen, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, hrsg. von Waltraud Heindl und Claudia Ulbrich, Wien 12. Jg., H. 2, 2001, S. 241.

Lächeln, Langeweile, Zorn

Überlegungen zur österreichischen Identität

den Jahr fast unvermeidlich zum Star der beiden Staatsvertrag-Ausstellungen avancieren wird.

Mit diesen Hinweisen auf die – paradox formuliert – unheldische Größe der politischen Akteure hierzulande ist schon Wesentliches über die österreichische Identität gesagt. Die Hauptfiguren, die den kollektiven Erzählungen über die österreichische Befindlichkeit zugrunde liegen, sind verhalten, moderat, von gutem Mittel- oder auch – im positiven Fall – Augenmaß, geschickt, besonnen, zögerlich. Dass Österreich von – Karl Postl bis zu Kafka und Roth – als ein zeitloser quasi orientalischer Raum imaginiert worden ist, hängt eng mit diesen Selbst- und Fremdzuschreibungen zusammen. Die Figuren, die Pargfrieder auf seinem niederösterreichischen Olym in Zinkguss aufstellen ließ und der Ständestaat – wie ironisch – 1937 einschwärzen ließ, taugen nicht für jene Sorte stürmischer Geschichten, die weit zurück in die Welt des Mythos oder weit voraus in die Welt der Utopie weist. Kein Zufall übrigens, dass Grillparzer, ein Josephiniker wie der Erfinder des Heldenbergs, sich bei der Suche nach dramatischen patriotischen Stoffen der Geschichte Böhmens bediente: der mythischen Gründerfigur Libussa und des verwegenen Kriegshelden Ottokar, dem er den redlichen langweiligen guten Volkskönig Rudolf entgegenstellte. Zwei Siege der Langeweile über das Heldische, anno 1278 der eine Sieg, 1813/15 der andere, jener über Napoleon.

In Anschluss an den Salzburger Historiker Ernst Hanisch ließe sich im Hinblick auf die österreichische Identität von drei Mythen sprechen, einem goldenen, einem schwarzen und einem weißen.³ Wenn ich hier den Terminus Mythos wähle, dann mit voller Absicht: es handelt sich dabei nämlich um Gründungserzählungen. Selbstredend stiften, individuell wie kollektiv, alle Narrative, d.h. Erzählmuster, Identitäten, ja man kann soweit gehen und Kulturen als solche Erzählgemeinschaften beschreiben, die wieder und wieder, nicht ohne Variation und Wandel, sich symbolisch generieren und regenerieren, indem sie in den verschiedensten medialen Formaten ihre Gründungsgeschichten aufs Neue erzählen. Diese Geschichten können durchaus unterschiedlich interpretiert und bewertet werden, aber sie bilden innerhalb einer Kultur ein symbolisches Reservoir, stehen als narratives Archiv zur Verfügung, auf das man – seit dem 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Nationenbildung – verlässlich zurückgreifen kann.

Der goldene Mythos ist der habsburgische Mythos, wie ihm der Triestiner Literaturwissenschaftler Claudio Magris in seiner Dissertation aus den 60er-Jahren ein theoretisches Format gegeben hat. Er wurde noch während der Zeit der Monarchie als dynastischer Mythos installiert, in dem – wie im Kronprinzenwerk, jenem von Kronprinz Rudolf initiierten vielbändigen Länderkund-

lichen Werk über die Regionen und Völker der Doppelmonarchie – das multiethnische, durch die Macht der Tradition verbundene Imperium zum Gegenbild gegen die diversen nationalistischen Erzählungen deutscher, ungarischer, italienischer, tschechischer Provenienz stilisiert und Österreich als eine multiethnische Heimat für alle Völker seiner Majestät imaginiert wurde. Seine volle Wirksamkeit entfaltete der Goldene Mythos indes erst retrospektiv, als schmerzlich süß-bittere Erinnerung an die eigene Größe. Richard Coudenhove-Kalergis paneuropäische Ideen, das literarische Werk Joseph Roths, Stefan Zweigs Autobiographie *Die Welt von Gestern*, das Werk des „bekehrten“ Nationalsozialisten Bruno Brehm sind nur einige Beispiele im Bereich der Literatur. Die Wiener Operette und der österreichische Film insbesondere der 50er-Jahre waren mächtige populärkulturelle Medien, diesen Mythos in der österreichischen Bevölkerung nachhaltig zu verankern.

Der schwarze Mythos existiert spätestens seit dem 19. Jahrhundert, und er schildert das goldene Österreich der einen als ein besonders böses, historisch rückschrittliches und reaktionäres Gebilde, als ein Gefängnis der Vergangenheit, als Ort der systematischen Unterdrückung, als raffiniertes System der Beherrschung, als Völkerkerker. Zu den Begründern dieses kollektiven Narrativs gehört der aus Mähren stammende ehemalige Mönch und spätere Publizist Karl Postl / Charles Sealsfield, der in seiner im englischen Exil verfassten Anklageschrift *Austria as it is* das Metternichsche Österreich mit dem asiatischen Despotismus Chinas verglichen hat. Der Romananfang der *Kinder der Toten* der Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek liest sich wie ein dichtes poetisches *remake* dieser Erzählung. Ein Gutteil der zweiten und dritten Schriftstellergeneration in der Zweiten Republik ist auf die eine oder andere Weise diesem Mythos verpflichtet. Dieser Mythos ist in seinen besten Varianten, wie etwa bei Thomas Bernhard, mit einem rhetorisch-ironischen Gestus der Übertreibung verbunden, der den Ankläger selbst als integralen Bestandteil einer höchst paradoxen, gebrochenen österreichischen Befindlichkeit begreift: der schwarze Mythos operiert mit dem Superlativ im schlechtestmöglichen Land zu leben, das man sich von niemandem wegnehmen lässt und das man vermaledeit doch irgendwie lieben muss. Der schwarze Mythos ist die klassische Geschichte einer ausweglosen unglücklichen Liebe.

Vieles spricht dafür, dass im kommenden Jahr 2005 der dritte Mythos auf allen medialen Fronten ungeahnte Triumphe feiern wird. Der weiße Mythos, das ist die Erfolgsgeschichte der II. Republik, die auch von der Gnade des Vergessens lebt wie übrigens viele Geschichten in anderen europäischen Nationalstaaten – Tschechien, Ungarn, Spanien, Griechenland, Portugal, um nur einige zu nennen – auch. Kein Neuanfang ohne zu vergessen, ohne stille Kohabitation von Opfern und Tätern. Den Höhepunkt bilden die beiden Ereignisse, die durch die Magie der runden Zahl „zehn“ verbunden sind: die

3 Vgl. Wolfgang Müller-Funk, Goldener Mythos, schwarzer Mythos, weißer Mythos. Österreichs Kulturalität und Nationalität. In: Neue Zürcher Zeitung, 20. Mai 1996, Sonderausgabe >Vielgestaltiges Österreich<, S. 19.

„Mit deinen Altersgefährten wirst du an Österreich weiterbauen“

Österreichische und alliierte Bildungsmaßnahmen zur Demokratisierung von Kindern und Jugendlichen (1945 bis 1955)

„Wir wären schlechte Antifaschisten und schlechte Österreicher, wollten wir eine Jugend, die nichts anderes gelernt hat als den faschistischen Wahn und Teufelsdreck, wegstoßen [...] anstatt sie von der Notwendigkeit des Umlernens und Neubeginnes zu überzeugen“, formulierte Ernst Fischer, Kommunist und erster Unterrichtsminister der Zweiten Republik, im Juni 1945 im „Neuen Österreich“. ¹ Die optimistische Haltung Fischers wurde aber nicht unbedingt geteilt. Vielerorts galten in den ersten Nachkriegsjahren Kinder und Jugendliche, geprägt von der Zugehörigkeit zur „nationalsozialistischen Volksgemeinschaft“ und ihren Organisationen, als – wie es der Schulreformer Hans Fischl ausdrückte – „für die im Jahre 1945 wiederhergestellte Demokratie fürs erste verloren“. ²

Im Einverständnis mit den zuständigen Alliierten Behörden arbeitete das österreichische Unterrichtsministerium nach Kriegsende zunächst daran, den Schulbetrieb so schnell wie möglich wieder aufzunehmen. Zerstörte Schulbauten wurden wieder errichtet, politisch möglichst nicht (bzw. wenig) belastetes Lehrpersonal angestellt ³, die reichsdeutschen Höheren Schulen in die traditionellen österreichischen Formen rückgeführt. ⁴ Zwar wusste man – nach den Worten Ernst Fischers – nicht, wie viele Schüler und Studenten noch überzeugte Nationalsozialisten waren und somit eine potenzielle ideologische Gefahr darstellten, jedoch optierte man für eine möglichst rasche Normalisierung des Alltagslebens von Kindern und Jugendlichen. Ein internes Memorandum des Unterrichtsministeriums wies bereits auf ein besorgniserregendes „Sinken des geistigen Niveaus“ und „Schwinden wirklicher Kenntnisse“ hin. Als Ursache sah man die „systematische Unterdrückung eigenen Denkens bei den Schülern“ ⁵ durch das nationalsozialistische Bildungssystem.

Wiederherstellung von Österreich 1945 und der Staatsvertrag von 1955. Parallel dazu die wirtschaftliche Erfolgsgeschichte und das Gefühl dem tödlichen Drama der Geschichte, wie es den Kindern der Kriegstoten vorgeführt worden war, entronnen zu sein. „Österreich ist frei.“ Das Gesicht des Kanzlers nach seiner Rückkehr. Sein Charme und seine Trinkfestigkeit. Das Belvedere. Die Massen. David besiegt Goliath. Der Phäake überlistet die wodka-festen Ideologen. Dass es die Amerikaner waren, die sich am längsten gegen die österreichische Neutralität gestemmt haben, ist vergessen, will nicht zum weißen Mythos passen, der österreichische



- 1 Zit. nach Fischer, Ernst: Das Ende einer Illusion. Erinnerungen 1945–1955. Frankfurt / M. 1988, 2. Aufl.
- 2 Fischl, Hans: Schulreform, Demokratie und Österreich 1918–1950. Wien o.J., S. 103.
- 3 Österreichweit wurden nach 1945 von 3407 Mittelschullehrern 1249 entlassen. Hätten so genannte „minderbelastete“ Lehrer und Lehrerinnen nicht unterrichten dürfen, wäre der Lehrerberuf nach 1947 nur zu 64% gedeckt gewesen. Vgl. Stiefel, Dieter: Entnazifizierung in Österreich. Wien 1981, S. 169f.
- 4 Fischl, S. 124.
- 5 Das Memorandum wurde von den Sektionschefs des Unterrichtsministeriums Gassner, Zellwecker und Josef Lehl ausgearbeitet, zit. nach Fischer, S. 123.

Befindlichkeit bestätigt und erneuert. Das ist das zentrale Bild des weißen Mythos. Die Gnade des Neuanfangs. Eine klassische Gründungsgeschichte. Unheldisch ist der weiße Mythos allemal. So wie die anderen auch.

Dr. Wolfgang Müller-Funk, Literaturwissenschaftler, Kulturtheoretiker, Essayist. Univ.-Prof., *professorial fellow* an der Univ. Birmingham, lehrt u. a. an der Univ. Wien. Zahlreiche Publikationen, zuletzt: *Die Kultur und ihre Narrative*. Kurator der NÖ. Landesausstellung *Lauter Helden* (2005)